№ 16. Donnerstag, den 8. Februar 1917. 22. Jahrgang.

Steinheimer Anzeiger.

Erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Bezugspreis vierteljährlich 1,25 Mk., mit der Beilage „Christliche Familie" 1,80 Mark frei ins Haus; durch die Post bezogen 24 Pfg. Bestellgeld mehr.

Amtliches Anzeigeblatt der städtischen Behörden.

Druck und Verlag: Simonowski u. Gutbier, Steinheim i. Westf.
Redaktion: Carl Simonowski, Steinheim i. Westf.

Anzeigen werden die 6-gespaltene Zeile oder deren Raum mit 15 Pfennig, Reklamen die Zeile mit 25 Pfennig berechnet und sind an die Geschäftsstelle in Steinheim i. Westf. zu senden.

Die amerikanischen Interessen in Deutschland.

Empfindlich betroffen von den Schritten der amerikanischen Regierung werden eine Reihe von amerikanischen Firmen, die in Deutschland bisher ihren Geschäften ungestört nachgegangen sind. In Hamburg gibt es eine große Reihe von Aktiengesellschaften, die teils in sehr enger Verbindung zu amerikanischen Stammhäusern stehen — wie die Deutsch-Amerikanische Petroleum-Gesellschaft, die dem Rockefeller Trust nahesteht, und die Singer Co. A.-G., die zwar eine selbständige deutsche Gesellschaft ist, aber doch auch in enger Beziehung zur Neuyorker Firma steht, — teils ganz in amerikanischem Besitz befindlich sind. Ob und wieweit die amerikanischen Häuser sich in Deutschland weiter betätigen können, bleibt abzuwarten. Die Entscheidung darüber wird im wesentlichen davon abhängig sein, wie sich die amerikanische Regierung den deutschen Firmen, die in Amerika ansässig sind, gegenüber verhalten wird.

* * *

Nach den Feststellungen der amerikanischen Botschaft in Berlin beträgt die Zahl der in Deutschland wohnenden amerikanischen Bürger etwa 2600. Natürlich müssen und werden alle notwendigen Schritte geschehen, um uns vor Spionage durch amerikanische Staatsangehörige zu schützen.

Gerard hat seine Pässe verlangt.

Der amerikanische Botschafter Mr. Gerad hat am Montag nachmittag seine Pässe verlangt.

Die Amerikaner der belgischen Hilfskommission bleiben.

Washington. Dem belgischen Gesandten wurde mitgeteilt, daß die Vereinigten Staaten ihre diplomatischen Vertreter in Belgien nicht abrufen, außer, wenn die deutschen Militärbehörden ihnen ein längeres Bleiben unmöglich machen. Auch die Amerikaner, die für die Hilfskommission arbeiten, sollen vorläufig in Belgien bleiben. Gegenwärtig schweben in Berlin über zukünftige Ernährung Belgiens, die bis jetzt von Amerika aus gefördert wurde, Verhandlungen.

* * *

Die Deutschen Schiffe in der Fremde.

Wie wir schon mitteilten, liegen in den Häfen der Vereinigten Staaten deutsche Handelsschiffe mit einem Tonnengehalt von etwa 450 000 Tonnen. Dazu kommen in Kolonien der Vereinigten Staaten 110 000 in den Häfen Argentiniens 37 000 Tonnen, Brasiliens 200 000 Tonnen, Chiles 180 000 Tonnen, Mexikos 20 000 Tonnen, Panamas 4000 Tonnen, Paraguays 25 000 Tonnen, Uruguays 35 000 Tonnen, Chinas 20 000 Tonnen, Hollands und holländischer Kolonien zusammen 175 000 Tonnen. Die deutsche Tonnage in Häfen Portugals und portugiesischer Kolonien belief sich seinerzeit auf ungefähr 250 000 Tonnen.

Der Beschlagnahme entzogen.

Das deutsche Kanonenboot „Geier", das in Honolulu auf Hawai interniert ist, wurde von der Besatzung in Brand gesteckt und steht in Flammen.

Aus Kuba wird berichtet: Die Zollbeamten, die die in Manila liegenden deutschen Dampfer untersuchten, fanden, daß die Maschinen von neun Dampfern zerstört waren, und daß bei den übrigen Schiffen die Feuer unter den leeren Kesseln brannten.

Bei der Untersuchung des österreichischen Frachtdampfers „Himalaja" im Hafen von Newyork entdeckte man, daß die Maschinen teilweise mit Brecheisen, die man auf dem Fußboden des Maschinenraumes fand, zerstört worden waren.

Es geht das Gerücht, daß auch der Dampfer „Vaterland" in Hoboken beschädigt ist und daß die Reparatur mehrere Monate in Anspruch nehmen wird.

Die deutschen Hilfskreuzer beschlagnahmt.

Reuter meldet aus Port News: Die deutschen Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" und „Eitel Friedrich", die in der Marinewerft interniert waren, wurden auf Befehl des Marineministers mit Beschlag belegt. Die Besatzungen wurden gelandet und in Baracken geführt.

Leutnant Hans Berg und seine deutsche Prisenmannschaft sind in New Port durch Küstenbewachungsfahrzeuge von der „Appam" weggeholt worden.

Der deutsche Dampfer „Kronprinzessin Cecilie" wurde in Boston beschlagnahmt. Ein Beamter der Hafenpolizei entdeckte, daß die Feuer unter den leeren Kesseln angezündet waren, alle Schrauben waren gelockert, und es befand sich nichts an Bord, um die beschädigten Maschinen wiederherzustellen. Die Reserveteile sind vermutlich über Bord geworfen worden. Die Besatzung wurde nach dem Einwanderungsbureau gebracht. 200 Polizeibeamte bewachen jetzt das Schiff.

Abgesehen von den Hilfskreuzern hat die amerikanische Regierung noch keine deutschen Schiffe beschlagnahmt. Nach deutscher Auffassung wäre eine solche Beschlagnahme eine Kriegshandlung.

Amerikas Munitionskrieg.

Ein Newyorker Telegramm meldet nach Dänemark, daß Amerika auch im Falle eines Krieges zunächst nicht beabsichtigt, Truppen nach Europa zu schicken. Dagegen besteht die Absicht, die amerikanischen Munitionsfabriken bedeutend zu vermehren.

Die englische Zeitschrift „Weekly Dispatch" berichtet aus Newyork:

Für den Kriegsfall soll nach den Plänen des Generalstabes die reguläre Armee und die Nationalgarde den Kern einer Armee von zwei Millionen Mann bilden. Vor dem Frühjahr 1918 sollen keine Truppen nach Europa gesandt werden. — Man braucht auf diese Ankündigung nicht viel zu geben. Zum Transport von 100 000 Mann von Amerika nach einem europäischen Kriegsschauplatz wären 75 Viertausendtonnenschiffe nötig. Danach kann man die amerikanische Ankündigung des 2 Millionen-Transportes beurteilen.

* * *

Das Heer der Vereinigten Staaten

ist nach europäischen Begriffen an Zahl recht unbedeutend. Während es im Jahre 1898 rund 25 000 Mann betrug, hat jetzt der Präsident der Vereinigten Staaten die gesetzliche Vollmacht, die Zahl zwischen 60 000 und 100 000 Mann zu bestimmen.

Die Aufstellung der amerikanischen Streitkräfte erfolgt durch Anwerbung, die wegen der verhältnismäßig hohen Besoldung von ungefähr 2 Mark für den Tag nicht schwer bewerkstelligt werden kann. Die Friedensstärke des Heeres setzt sich aus folgenden Verbänden zusammen:

Es sind vorhanden 30 Infanterieregimenter zu je 3 Bataillonen, zu je 4 Kompagnien. Jede dieser Kompagnien umfaßt allerdings nur insgesamt 3 Offiziere und 65 Mann. Ferner bestehen 15 Kavallerieregimenter zu je 3 Abteilungen, zu je 4 Schwadronen (Troops), in der gleichen Stärke wie die Infanteriekompagnien. Die verhältnismäßig große Anzahl von Kavallerietruppen erklärt sich daraus, daß es sich im eigentlichen Sinne nicht um Reiterei in unserem Sinne, vielmehr um eine Art von berittener Infanterie handelt, die als Ergänzung der regulären Infanterie als Schützenregimenter ausgebildet wird.

Die Artillerie ist schwach. Sie besteht aus 6 Regimentern zu je 6 Batterien zu je 4 Geschützen. Dazu kommen noch 170 Kompagnien Küstenartillerie.

Bei Ausbruch des Weltkrieges hatte das amerikanische Heer insgesamt rund 74 000 Mann, mit Stäben in einer Stärke von rund 15 650 Mann. An kolonialen Verbänden traten zu der Gesamtzahl noch 5912 Mann hinzu. Im Auslande, wie z. B. auf den Philippinen, in Hawai, standen rund 15 500 Mann.

Neben dieser ersten Linie verfügt Amerika noch über eine zweite Reservetruppe. Es ist dies die „Nationalgarde", eine ausgebildete Miliz, die durch Anwerbung gewonnen wird und drei Jahre für den Inlands- und Auslandsdienst gebraucht wird. Bei Kriegsausbruch umfaßte sie 120 000 Mann und bestand aus 140 Regimentern und 9 Bataillonen Infanterie, 69 Schwadronen Kavallerie, 51 Batterien Artillerie und 122 Kompagnien Küstenartillerie.

In dritter Reihe kommt für den Kriegsfall noch die „unorganisierte Miliz" als Heeresverstärkung in Betracht. Diese umfaßt alle waffenfähigen Amerikaner im Alter von 18 bis 45 Jahren, die alle im Notfalle zu einer zweijährigen Dienstzeit verpflichtet sind. Es handelt sich hierbei um schnell auszubildende Mannschaften, welche als Ersatz zu dienen haben. Von amerikanischer Seite wird die Anzahl auf „mehr als 10 Millionen" geschätzt, die dadurch für einen Krieg verfügbar würden. Man kann aber annehmen, daß die Schätzung viel zu hoch ist, wenn auch der Amerikaner durch Körperbildung und Sporttätigkeit ein guter Soldat ist.

Das nordamerikanische Heer kam noch nie in die Lage, sich mit einem europäischen Heere zu messen. Darum kann man auch die Frage nach seiner Bedeutung für den Weltkrieg nur schätzungsweise behandeln. Sicher ist, daß es mit einem modernen Heere Europas nicht entfernt auf eine Stufe gestellt werden kann.

Amerika ruft die Neutralen zum Kriege.

Nach einer Depesche aus Washington vom 5. Februar hat Präsident Wilson eine Note an die Neutralen abgeschickt, worin er sie auffordert, seinen Protest gegen das Auftreten Deutschlands gegen den neutralen Seehandel zu unterstützen. Dieser Schritt sei eine Vorbereitung für den Plan, gemeinsam auf die Beschleunigung des Friedens und auf die Beschützung der Rechte der Neutralen hinzuarbeiten.

Die Schweiz lehnt ab.

Die Schweiz hat zu der Note Wilsons sofort Stellung genommen, und man kann aus den Aeußerungen der schweizer Presse entnehmen, daß dies in ablehnendem Sinne geschehen ist. Bei der schweizer Bundesregierung besteht keinerlei Neigung, sich von dem Standpunkt einer vollkommenen Neutralität abdrängen zu lassen. Der „Bund" schreibt:

„Nach unserer Auffassung, die sicherlich die des ganzen schweizer Volkes ist, wird sich der Bundesrat nicht von der strikten Neutralität entfernen, die Grundprinzip und Lebensfrage der schweizerischen Politik ist. Die Schweiz ist in dieser Beziehung in einer anderen Lage als die Vereinigten Staaten von Amerika."

Im selben Sinne äußert sich das „Berner Tagblatt": „Diese Einladung dürfte von der Schweiz dankend abgelehnt werden. Die Schweiz als Binnenstaat steht zu der Blockadefrage in einem wesentlich anderen Verhältnis als Amerika. Wir haben keine Handelsdampfer zu verlieren. Wohl aber hätte ein Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland eine Einstellung des wirtschaftlichen Verkehrs zur Folge."

Der „Basler Anzeiger" meint: „Wir sind keine Seemacht und haben kein Interesse, uns Amerika anzuschließen in einem Moment, wo die Sache gefährlich wird; um so weniger, als die Union bei ihren bisherigen Schritten über die Lage zur See uns auch nicht zu Rate gezogen hat."

Holland hat auch andere Interessen als Amerika.

Das nicht gerade deutschfreundliche „Algemeen Handelsblad" in Amsterdam schreibt: „Es ist natürlich unsere Pflicht, das Recht unserer Völker so gut wie möglich zu verteidigen, aber es ist die Frage, ob wir es am besten dadurch verteidigen, daß wir so handeln wie Amerika. Auch Präsident Wilson wird zugeben, daß die Verhältnisse für ein Volk von 6 Millionen Seelen, das eine Grenzlinie von ungefähr 400 Kilometer gegen die deutschen Armeen zu verteidigen haben würde, einigermaßen anders liegt, als für ein Volk von 130 Millionen, das durch einen Ozean vom blockierten Deutschen Reich getrennt ist."

In der katholischen „Tijd" schreibt J. W. Schneider: „Wir haben unter beiden kriegführenden Parteien stark zu leiden gehabt, und außerdem ist nicht einzusehen, warum ein völkerrechtliches Unrecht immer wieder mit den Waffen gutgemacht werden muß, und warum ein Protest nicht ebenso zweckmäßig und ehrenvoll sein soll, namentlich wenn sich herausstellt, daß bewaffneter Widerstand die Lage doch nicht zu unseren Gunsten verändern, sondern das Unglück uns noch vermehren würde. Das Vorbild, das uns die anderen kleinen Völker lieferten und aus dem hervorgeht, daß die heutige Kriegführung Anforderungen stellt denen die kleinen Mächte nicht genügen können, sollte nicht vergessen werden. Und dabei muß man die Lage unseres Landes im Auge behalten. Amerika würde selbst, wenn es am Kriege teilnähme, das Kriegsgebiet nicht innerhalb seiner Grenzen haben. Man vergleiche die Lage, die selbst unter den ungünstigsten wirtschaftlichen Verhältnissen für uns entstehen würde, mit der Hölle, die ein Krieg mit sich bringen würde."

Der „Nieuwe Rotterd. Courier" führt aus, daß Holland trotz seines verhältnismäßigen Wohlstandes so gut wie erschöpft sei. Man habe Holland verhindert, daß es sich Vorräte für schwierige Zeiten sammele. In Holland herrsche Kohlennot, Mangel an Getreide und anderen Lebensmitteln. Eisen und Stahl besitze Holland gar nicht. Wir sind, so sagt das Blatt, Nachbarn des Deutschen Reiches, gegen das Wilson uns Holländer ein hohes Spiel spielen lassen möchte. Unsere Ostgrenze liegt so gut wie offen. Das sind einige Punkte, aus denen hervorgeht, daß Hollands internationale Stellung eine ganz andere ist, wie die Amerikas.

Wilson verriet die kleinen Neutralen.

Mit denselben Gründen wie die Schweiz und Holland wird Dänemark Wilsons Einladung ablehnen. Es kann garnicht anders, wenn es nicht den Krieg im eigenen Lande sehen will.

Unter der Ueberschrift „Hat Amerika die neutralen Staaten verraten?" bringt die Kopenhagener Zeitung „Ekstrabladet" die Zuschrift eines „auf-



Freundes Amerikas", in der es u. a. heißt: Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland bedeutet einen Schlag ins Gesicht der übrigen neutralen Mächte, einen Verrat gegen die kleinen Staaten. Wilson war als Haupt der größten neutralen berufen. Er hat in bewegten Worten für die Rechte der Neutralen gekämpft, aber im entscheidenden Augenblick verrät er sie, in dem Augenblick, wo sie am meisten nötig hätten, sich in Zuversicht um den größten neutralen Staat zu scharen. In der Umarmung des Imperialismus hat Amerika seine Pflichten gegenüber der Welt vergessen. Für die kleinen Neutralen ist jenseits des Ozeans kein Schutz mehr zu erwarten.

Brasilien?

Havas meldet aus Rio de Janeiro:

Der Minister des Aeußern hatte mehrere Konferenzen mit dem Präsidenten der Republik und mit Diplomaten. Er ist in fortwährender Verbindung mit der Washingtoner Gesandtschaft. Am Montag wird wahrscheinlich eine Note Brasiliens als Antwort auf die deutsche Note abgehen. Wir haben Anlaß zu dem Glauben, daß die abwartende Haltung Brasiliens eine Aenderung erleiden wird.

Der Abbruch der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verursachte eine große Erregung und rief Begeisterung hervor.

Spanien protestiert.

Auch aus Spanien weiß der feindliche Nachrichtendienst über eine stark angewachsene Proteststimmung zu berichten.

Die spanische Zeitung „Imparzial" glaubt zu wissen, daß die Antwort des Kabinetts am Dienstag veröffentlicht werde, und die Regierung darin gegen die Maßnahmen der Mittelmächte protestieren wird, indem sie sich auf den Standpunkt stellt, daß kein internationales Uebereinkommen die Kriegführenden ermächtige, neutrale Fahrzeuge, besonders in der durch die deutsche und österreichische Note angekündigten Form, zu torpedieren. Der „Imparzial" fügt hinzu, Spanien könne sein nationales Leben nicht lähmen lassen. Jede andere Antwort würde die Einwilligung in die Unterbrechung des nationalen Lebens bedeuten.

Im Hafen von Valenzia steht der Verkehr völlig still.

Der deutsche Schlachtenbericht.

Großes Hauptquartier, 6. Febr. 1917. (WTB.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Infolge dunstigen Frostwetters blieb die Tätigkeit der Artillerie und Flieger gering; nur zwischen Ancre und Somme war vorübergehend der Feuerkampf stark.

Von Erkundungsvorstößen im Somme-Gebiet, auf dem Ostufer der Maas und an der Lothringer Grenze wurden über 30 Engländer und Franzosen und einige Maschinengewehre zurückgebracht.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Von der Rigaer Küste bis zum Mündungsgebiet der Donau keine besonderen Ereignisse.

Mazedonische Front.

Zeitweilig lebhaftes Feuer im Cerna-Bogen und bei der Struma-Niederung.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Zur Kriegszeit
am See Genesareth.

Unser auf der Fahrt an die Suezfront befindlicher Kriegsberichterstatter im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier — Paul Schweder — schreibt uns:

Die Station Samach der Hedschasbahn am Südende des Sees Genezareth wird unseren feldgrauen Suezfahrern für alle Zeiten im Gedächtnis haften bleiben. Den einen wegen des unendlich langen Aufenthalts, den unsere Transporte hier zu haben pflegen, den anderen der eigenartigen Fischmahlzeiten wegen, die ihnen hier als ein Gruß aus dem historischen Seebecken dargeboten wurden, allen aber wegen des stillen, kleinen Friedhofs, den man hier zum Gedächtnis unserer auf der Strecke gebliebenen Kameraden im November des Vorjahres errichten mußte. Sieben deutsche Unteroffiziere und sechs Mann schlafen hier im Angesichte des lieblichen Gewässers, über dessen aufgeregte Wellen der Herr einst zum Staunen Petri schritt, und an dessen Nordende die fromme Legende die Heimat des Hauptmanns von Capernaum sucht, den ewigen Schlaf.

Dreizehn Tapfere, die nicht wiedergekehrt sind aus dem Lande, dessen Name in unseren Herzen einen eigenen Klang hat. Dreizehn auf einen Schlag, die sorglos im Zuge schliefen und Deutschland entgegenträumten, wo sie die dritte Kriegsweihnacht endlich einmal daheim sollten verleben dürfen. — Wir haben Gräber in Flandern und in Polen, an der Somme und in der Champagne, unter den Tannen der Vogesen und im Land Tirol, in Serbien und in Rumänien, am Bosporus und im fernen Bagdad. Aber kaum eines dieser Kriegergräber hat eine so tragische Geschichte, wie das am See Genezareth. — Es ist heute noch nicht an der Zeit, darüber zu reden, wie es geschah, daß ruhmbedeckte Kämpfer, denen der Sonnenbrand der Wüste, die wütenden Angriffe der Feinde und die Tücken tropischer Krankheiten nichts hatten anhaben können, hier oben in dem einsamen und friedlichen Samach ihr Leben lassen mußten. Aber wohl kann ich von ihrer Ruhestatt erzählen, die — wie alle unsere Heldengräber — dereinst mit zu den heiligen Stätten einer großen Zeit gehören wird.

Samach ist der Ausgangspunkt für Reisen nach der alten Stadt Tiberias, dem Ort, nach dem der See auch der von Tiberias genannt wird. Von hier führte uns der Zug der Hedschasbahn, dem unser Wagen angehängt worden war, über den Jordan nach Jerusalem weiter. Bei der Station Besan, dem alten Bethsean der Bibel, tauchen zu beiden Seiten der Strecke eigenartige Pflanzungen auf, die sich als umfangreiche Rizinusplantagen entpuppen. Die Hedschasbahn will hier für ihre Betriebszwecke Oel zu gewinnen suchen, da bekanntlich das Rizinusöl nicht nur der Medizin gute Dienste leistet, sondern auch ein ausgezeichnetes Zylinderöl liefert. — An dem großen Knotenpunkt Afuleh verläßt uns die kleine blonde Diakonissin aus Kaiserswerth. Denn von hier aus geht der nächste Weg hinauf nach Nazareth, dessen weiße saubere Häuschen, durchsetzt von schönen großen Kirchen- und Klosterbauten der verschiedenen Bekenntnisse und herrlichen immergrünen Gärten von den Bergen herabgrüßen. Die Stadt, in der der Heiland seine Jugendjahre verlebte und die uns durch die Schilderungen von dem gemütvollen Leben der heiligen Familie von Jugend her vertraut erscheint, hat etwa 12000 Einwohner, davon zwei Drittel Christen. Juden ist der Ort durch ein Verbot verschlossen, und der Wetteifer der verschiedenen Konfessionen hat die Stadt zu einem Empörium des Glaubens gestaltet. Man meint fast eine mittlere deutsche Stadt vor sich zu haben, wenn man sieht, wie frei sie sich von dem Schmutz und der Verkommenheit anderer arabischer Plätze gehalten hat.

Allein Afuleh ist nicht nur Knotenpunkt für Nazareth, sondern auch für die Hafenstadt Haifa, wo sich bis zum Kriege auch die Leitung der Hedschasbahn befand. Die Stadt liegt angeschmiegt an den Berg Karmel, der einst dem Propheten Elias als Opferstätte diente, und von dem aus er den Kampf gegen die Baalspriester führte. Heute ist der ganze Berg mit Klöstern, Landhäusern und Gasthöfen (darunter auch einem solchen einer Frau von Bannwarth aus Magdeburg) bedeckt, da er von den wohlhabenderen Haifanern als Luftkurort benutzt wird. Die Karmelitermönche, die von dem Berge ihren Namen herleiten, brauen hier ihren guten Karmeliterlikör —, Karmelitergeist genannt —, und fertigen außerdem aus den aromatischen Kräutern des Berges Melissenwasser an. — Durch die Entwickelung Haifas ist das alte, am Ende des Golfes liegende Akka, das Akkon der Kreuzfahrer, sehr zurückgegangen. Hier pflegten die frommen Ritter zu landen, hier küßte Richard Löwenherz zum ersten Male den Boden des heiligen Landes. In Akka war es auch, wo Napoleon auf seinem Feldzuge von Aegypten aus umkehren mußte, nachdem er kurz zuvor noch in der Ebene Jesreel die Türken aufs Haupt geschlagen hatte. Sein Nachfolger in dem Bestreben, die Türkei vom Suez aus zu erobern — Ibrahim Pascha — war bekanntlich erfolgreicher. Ihm ergab sich Akka und wurde von ihm gänzlich zerstört.

Bei der Weiterfahrt von Afuleh aus kommen wir durch die weltberühmte Ebene Jesreel selbst, die zum letzten Male bei dem Napoleonischen Feldzuge eine Rolle gespielt hat. Sie ist fast zu allen Zeiten das große Schlachtfeld Palästinas gewesen. Barak, der Feldherr der Richterin Debarah, schlug hier die Kanaaniter, hier warf sich Josia dem ägyptischen Heere entgegen; hier besiegte König David die Amalekiter; hier fiel Saul unter den Streichen der Philister, hier starb König Ahasja unter den Händen der Feinde Israels, und hier schlugen sich später Maccabäer, Römer und Kreuzfahrer herum. Die braunrote Erde ist gedüngt mit dem Blut der verschiedenen Völker, und es ist, als sei sie deshalb besonders fruchtbar. Hier erntet der Landwirt dreimal im Jahre, und es werden nicht nur historische Erwägungen gewesen sein, die das Jüdische Colonisationscomitee in London seinerzeit veranlaßt haben, hier eine große Hebräersiedelung zu schaffen.

Kurz hinter der nächsten größeren Station der Bahn — Dschenin — beginnt der Weg nach der Suezfront. Fast unmittelbar an diesem Wege liegt das uralte Dotan, wo Joseph mit seinen das Vieh Jakobs weidenden Brüdern zusammentraf und diese ihn an die nach Aegypten ziehenden ismaelitischen Händler verkauften. Wir sind also an der antiken Heerstraße nach dem Suez angelangt und folgen ihr nunmehr durch die ganze Saronaebene. In Wilhelma, der bekannten deutschen Templerkolonie, geht die liebenswürdige Pastorfrau von Jaffa von uns. Es ist Sonntag, und die ganze Kolonie, die ihren Namen nach dem des Königs von Württemberg angenommen hat, ist im Festgewand. Wieder glaubt man mitten in der Wüste im deutschen Heimatland zu sein. Von der Kolonie grüßen reizende Häuschen inmitten von Blumen- und Orangengärten herüber, die schwarz-weiß-roten Fahnen flattern, und von den Feldern kommt ein schwe-

Die Waisen vom Friesensteinhof.

Roman aus den schlesischen Bergen von G. Büttner.

(Nachdruck verboten.)

Rosel schrie auf. Heiser und schrill gellte es durch den Raum und Franzel sprang in die Krankenstube, die Schwester Christel an der Hand, die vor wenigen Minuten aus dem Pfarrhause heimgekehrt war. Lorenz drückte dem Bauern den Mund zu. Es war ein kalter, nasser Mund.

Reinhold Lepach hatte ausgelitten.

In der Nebenstube schlug die Uhr acht. Sonst war nichts zu vernehmen, als nur das Weinen der Kinder.

Eine Viertelstunde verging. Das Wasser auf dem Petroleumkocher in der Nebenstube, das zum Eierkochen bestimmt war, kochte längst mehrfach über. Da läutete es und der Arzt kam.

Lorenz Katterwe kam ihm entgegen.

Die beiden kannten sich nicht.

„Ich bin doch recht bei Lepachs?" fragte Dr. Aßmann.

„Gewiß, Herr Doktor. Aber es ist schon zu spät. Es ging sehr rasch."

„So, waren Sie dabei? Sie sind wohl . . . ."

„Ich bin der Bräutigam von Rosel, Lorenz Katterwe."

„Richtig, ja, ich kenne Sie ja von der Grube her. Sind Sie noch dort? Ich glaube, Sie sind Tischler?"

„Ganz recht. Aber auf die Grube geht es nicht mehr. Ich arbeite jetzt auf Bauten."

„So, so."

Rosel war herzugetreten. Der Arzt drückte ihr schweigend die Hand. Dann stellte er den Totenschein aus, ließ sich von Lorenz den Hergang noch einmal genau schildern.

Dann ging er.

Rosel wurde es schwarz vor den Augen, als sich hinter dem Arzte die Türe schloß.

„Nun kommt eine schwere Zeit, Lorenz," sagte sie. „Was wird aus den Geschwistern werden? Wer, wer wird uns aufnehmen? Jetzt ist's vorbei mit der Hochzeiterei, jetzt muß ich daran denken, für Franzel und Christel Brot zu schaffen; denn, wer weiß, ob wir noch jemals ein Stück vom Friesensteinhof wiedersehen."

„Sorg' dich nicht, Rosel. Wir werden nach dem Begräbnis noch genauer darüber reden. Zunächst bleibe ich heute nacht hier im Hause, sonst fürchtet ihr euch. Morgen früh will ich dann mit dir zu Herrn Pfarrer Harden gehen, der wird wohl raten können. Dein Vater ist jetzt aller Sorgen bar. Auch das hat sein Gutes, Rosel."

„Könnten wir nicht noch jetzt zu ihm? Wir könnten ja alle gehen. Du weißt doch, daß er uns jetzt gut kennt. Christel hilft ja in seinem Haushalt zeitweilig mit. Es ist ja erst acht Uhr vorbei."

Lorenz war es zufrieden.

Bevor sie gingen, meinte Franzel: „Da, Rosel. Als ich heute abend nach Hause kam, da lag mir der Briefboth

ster diesen Wisch da gegeben. Er ist an den Vater und kommt wieder vom Gericht."

Rosel erbrach den Brief und gab ihn Lorenz zum Lesen.

Der las laut:

„Ladung. In Sachen Lepach contra Zarenzeche werden die Parteien zwecks Beendigung der Beweisaufnahme und Schluß der Zeugenvernehmung zum Termin auf den 22. April, vormittags 11 Uhr, auf das Amtsgericht Hirschberg geladen."

Lorenz las nicht erst weiter. Der, der den Prozeß führte, konnte in dieser Sache nichts mehr tun und ihn ging ja das schließlich doch nichts an. Oder doch? Lorenz sann nach. Für die unmündigen Hinterbliebenen mußte doch schließlich jetzt ein Vormund bestellt werden. Wenn man etwa an ihn dachte, an ihn . . . Es wurde ihm ganz eigentümlich zu Mute.

Rosel stand schon neben Lorenz vollständig wegbereit.

„Komm doch," meinte sie, „es wird sonst zu spät; im Pfarrhaus ist man solche späte Amtssachen nicht gewohnt."

„Gewiß, ich komme ja."

Christel und Franzel weinten. Sie schienen sich ob des Alleinbleibens zu fürchten.

„Nun, was habt ihr denn," meinte Rosel, „so zieht euch doch an und kommt mit; ihr braucht durchaus nicht dableiben; Pfarrer Harder ist ein kinderliebender Herr."

Dann löschten sie das Licht in den Stuben und gingen.

Der Mond stand über der Hauptstraße der kleinen Bergstadt und warf ein magisches Licht auf die Häuserreihen und einige Pappeln am Wege; einige Wohnstätten waren schon ganz dunkel, andere hatten einige erleuchtete Fenster. Eine wahre Flut von Licht strömte aus der Villa Dr. Aßmanns heraus.

Unwillkürlich hemmte Rosel ihren Schritt und mit ihr blieben auch Lorenz und die Geschwister stehen.

„Was der es aber nobel hat, Lorenz."

„Es wird nicht immer so sein, Rosel. Mir scheint, daß er heute eine Gesellschaft gibt. Da, siehst du, da kommt ja der Wagen unseres Grubendirektors."

In scharfem Trab kam das Gefährt herangerollt; ein Knacken der Wagentüre, und der Direktor Stakosch nebst Gemahlin und Kindern entstiegen. Der letzte Aussteigende war Joachim. Seine Angehörigen waren schon im Haus und der Wagen machte bereits wieder kehrt, als der Direktorssohn im Scheine der Wagenlaterne unter der stehenden Gruppe seinen Freund Lorenz und die Rosel vom Friesensteinhof erkannte. Gerade wollte er seinen Fuß über die Schwelle des Arzthauses setzen, da wandte er sich rasch um.

„Wirklich bist du's, Lorenz? Auch Sie, Fräulein Rosel? Und wenn ich nicht irre, so sind das Ihre Geschwister. Wie geht es euch denn; wir haben uns lange nicht mehr gesehen? Ihr wißt ja, der Alte . . Ja, und . . . . was macht denn Ihr Vater, Fräulein Rosel?"

Rosel konnte nicht an sich halten. Unaufhaltsam flossen die Tränen. „'s geht wieder vorüber, Joachim," ergriff Lorenz das Wort. „Aber es ist ihr alles noch so

fen. Der Vater starb heute abend. Eben wollen wir zu Pfarrer Harden. Er hat die Mutter beerdigt; er soll auch ihn zur Ruhe begleiten, zur letzten Ruhe. Weißt du, seit der Geschichte . . ."

Joachim stützte sinnend die Hand unter's Kinn. Aber Lorenz schwieg.

„Lassen wir das. Er ist tot. Und nun mag Schwamm über die leidige Geschichte da fahren. Dein Vater wird froh sein."

Joachim stützte sinnend die Hand unters Kinn.

„Ist die Grundstücksache denn immer noch nicht zu Ende? Mein Vater sagte mir doch, daß nun alles vorüber sei. Er hätte euch ausbezahlt, und der Friesensteinhof sei nun . . . Was ist denn, Lorenz, was machst du solche zornige Augen. Gilt das mir?"

„Nein, Joachim . . ."

„Ihm?"

Lorenz nickte stumm. Plötzlich reichte er dem Direktorssohne die Hand hin.

„Wir müssen eilen, Joachim."

Der schwieg. Und kräftig erwiderte er den Händedruck des einfachen jungen Mannes.

„Amüsiere dich!"

Lorenz wußte selbst nicht, wie ihm dieses Wort und in einem so komischen Tone entfallen war. Der andere ließ seine Hand los, reichte sie Rosel und den Kindern, wortkarg und wandte sich dann mit einem Seufzer der Türe zu.

Sie schieden.

„Diese Welt ist doch ein großes Durcheinander. So, Junge, amüsiere dich. Vorwärts, mache der schönen Arzttochter den Hof, tanze mit den Freifräuleins Schlesiens, die sich in diesem Hause ein Frühlingsrendezvous geben. Halloh! Man ist im Hause eines Arztes, eines Menschenfreundes! Was kümmert's ihn und seine Gäste, wenn der grausige Tod in der Stadt im dunklen Kämmerlein sitzt und mit den Zähnen fletscht. Das ist nichts Furchteinflößendes mehr. Das ist etwas zu Alltägliches. Der heutige Glaube ist Lebensfreude — hol, wie die Welt doch so schön ist . . ."

Joachim Stakosch saß in den Kreisen des Hochparterres. Junge, frohliche Frauengesichter lachten ihn an und streckten dem reichen Direktorssohn ihre schlanken Hände hin. Die eine roch nach Patschuli, die andere nach Jubiläums-Eau de Cologne, die dritte nach Veilchen.

Ob nicht eben dieselben Hände mit derselben Grazie seinem Vater gereicht worden waren und so vielen anderen jungen Leuten vor ihm. Er lächelte den lächelnden Damen mechanisch zu, kümmerte sich aber nicht weiter um sie und betrat den Salon.

Einen Moment stockte er. Das war der Salon eines Arztes, eines Mannes, der jetzt einer Kranken die Hand streichelte und freundlich zuredete, dort an einer Leiche stand und kurz darauf einen Totenschein ausstellte, das letzte Schriftstück über ein manchmal nur kurzes Menschenleben. Dieser Salon? Ha, das war ja zum Ersticken vornehm, das stach ja seine elterlichen Salons, das grüne Zimmer, den Wintergarten, das stach ja alles — alles aus.

der süßer Duft. Schüchterne Schwabenmädchen bringen den deutschen Feldgrauen Kaffee, Apfelsinen und Blumen. Der Gatte der jungen Frau steht da, groß, blond und ernst, und erst ihr Zuruf weckt ihn aus seinen Sinnen, das den fröhlich grüßenden Feldgrauen galt. Dann schreiten die Beiden über die fruchtschweren Felder heim, und der eine und andere neidet ihnen fast ihr junges Glück.

Doch bald geht es weiter, und endlich sind wir in Jerusalem. Der Vollmond übergießt mit silbernem Licht die Burg Davids, die uralte Stadtmauer, die neue schöne, deutsch-katholische Ordensniederlassung auf der Dormition und die mächtigen Kuppeln der Grabeskirche und der Omarmoschee. Ein paar österreichisch-ungarische Feldgraue sind als freundliche Wegbereiter zur Stelle, und dann geht es durch die schweigende Stadt dem Quartier zu. In den nächsten Tagen gibt es ein wenig Malaria, Dysentrie und ähnliche schöne Dinge zu überwinden, und dann hat man ein paar Tage Zeit zur Besichtigung Zions, ehe es in die ferne Wüste weiter — den Engländern entgegen — geht.

Ein Bruch der „heiligen Einheit."

Zwist in der französischen Kammer wegen des Militärdienstes der Geistlichen.

Laut Pariser Blättern kam es am Sonnabend in der Kammersitzung zu einem ernsten Zwischenfall. Der Abgeordnete Sixte Quenin forderte, daß Geistliche, die seither nur den Sanitätstruppen einverleibt werden, allen Formationen, ebenso auch den Kampftruppen, eingereiht werden könnten. Der Vorsitzende des Heeresausschusses Maginot lehnte den Antrag ab, da zurzeit ein ähnlicher Vorschlag bereits vom Heeresausschuß geprüft werde. Kriegsminister Lyautheh schloß sich der Forderung Maginots an; trotzdem nahm die Kammer den Antrag Quenin mit 337 gegen 152 Stimmen an. Während der Abstimmung über den Antrag bemerkten einige Abgeordnete der Rechten, daß der Minister des Innern Malvy sich der Abstimmung enthielt. Sie machten Lyautheh darauf aufmerksam, der seiner Empörung über das Verhalten Malvys laut Ausdruck gab. Infolgedessen kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Malvy, dem Unterstaatssekretär Dalimier und Lyautheh, der sich plötzlich erhob und den Sitzungssaal verließ. Die ganze rechtsstehende Presse bespricht den Zwischenfall und greift die Sozialisten und die Mehrheit, die den Antrag Quenin annahmen, an, wodurch die „heilige Einheit" gebrochen sei. Die katholische Presse ist sehr erregt und erklärt, die Haltung Malvys und Dalimiers sei unerhört.

Amerikanische Vorbilder der U-Boote.

In seinem Buche „Unser Recht auf den U-Bootkrieg" verweist Konteradmiral Carl Hollweg darauf, daß die Vereinigten Staaten in einer, der unseren ähnlichen Kriegslage eine dem U-Bootkrieg ganz gleiche Art der Kriegführung gewählt haben.

Es war im englisch-amerikanischen Kriege 1812—1814.

Die amerikanischen „Privateers".

führten damals den Kreuzerkrieg gegen den englischen Handel ebenso wie heute unsere U-Boote. Sie dehnten ihre Streifzüge bis in die unmittelbare Nähe der britischen Inseln aus. Captain Thomas Boyle, Führer des Privateers „Chasseur", richtete eine Erklärung an Lloyds in London, worin er die ganze britische Küste als blockiert erklärte. Die Amerikaner brachten es fertig, 515 solcher Kaperkreuzer auszurüsten und im Laufe des Krieges 1345 englische Fahrzeuge aufzubringen, wovon ein erheblicher Teil vernichtet wurde. Der einzige Unterschied gegen heute war der, daß die damaligen Segelschiffe keine Sprengpatronen und Torpedos besaßen, um Prisen, die sie aus Mangel an Zeit oder wegen eigener Gefährdung nicht in ihre Häfen bringen konnten, zu versenken. Solche nicht einzubringenden Prisen wurden damals verbrannt oder angebohrt. Passagiere und Seeleute wurden nach Möglichkeit gerettet. Verletzungen derselben kamen in dem Kampfe zwischen bewaffneten Handelsschiffen und Kreuzern natürlich ebenso gut vor wie heute. „In einem Fall habe ich auch festgestellt" schreibt Vizeadmiral Hollweg, daß die „rote Flagge", d. h. „Pardon wird nicht gegeben", im Kampfe eines Privateers mit einem bewaffneten Handelsschiff gehißt wurde. Der Privateer „True blooded Yankee" hatte besondere Weisungen an Bord, um genommene Handelsschiffe zu zerstören, nicht aber in den Hafen einzubringen.

* * *

Der Zorn der Engländer gegen diese amerikanischen Privateers-Seeleute war ebenso groß wie heute gegen unsere tapferen U-Bootbesatzungen. Die amerikanische Geschichtsschreibung erzählt geradezu haarsträubende Dinge von der Behandlung und Mißhandlung dieser gefangenen Offiziere und Mannschaften während ihres Aufenthaltes auf englischen Gefangenenschiffen und in englischen Gefängnissen.

Die sittliche Entrüstung Amerikas.

Einer der führenden Politiker in Washington, Vizepräsident Marshall, verteidigte den Bruch mit Deutschland mit der Erklärung, es gebe Grenzen des Duldens, über die keine Nation, die Selbstachtung besitzt, hinausgehen könne. Die amerikanische Regierung könne die Nichtachtung aller Gesetze der Zivilisation durch irgend eine Nation nicht ungeahndet lassen.

Wir möchten mit zwei Schweizer Pressestimmen auf diese sittliche Entrüstung des Amerikaners antworten:

Der „Basler Anzeiger" schreibt: „Die Union hat bei ihren bisherigen Schritten sich so eingerichtet, daß diese auch ihren Kriegsmaterial- und Konterbande-Lieferungen zugute kam. Die Stellung der Union wäre besser, wenn sie das zu vermeiden gewußt hätte. So sehr wir unbedingte Respektierung des Völkerrechts eintreten müssen, und zwar nach beiden Seiten, so wenig haben wir ein Interesse daran, uns wegen Amerikas Konterbande-Lieferungen in eine Abenteurerpolitik einzulassen."

Die „Züricher Neuesten Nachrichten" erklären: „Deutschland steht das Blockaderecht so gut wie England zu. Hat Herr Wilson es dem letzteren gegenüber nicht begriffen, so dürfte er es Deutschland gegenüber auch nicht, um so weniger, als er selber zugeben muß, daß dieses von ihm erst Gebrauch machte, nachdem die Entente auf sein und auf Wilsons Vermittlungsangebot nur die höhnische Antwort hatte, daß vorher Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu vernichten seien. Fand Wilson, daß Deutschland in seinen Blockaderecht-Ansprüchen über das ihm zustehende Maß hinausgehe, hätte er darüber verhandeln können. Aber das wollte er nicht, weil er den Bruch wollte, und darum vollzog er diesen."

Die Vorbedingungen des Erfolges sind da.

Graf Tisza im ungarischen Abgeordnetenhaus.

Der ungarische Ministerpräsident führte am Montag im Abgeordnetenhaus aus:

„Es erscheint zweifellos, daß es der Natur der Tauchbootwaffe zuwiderliefe, wollte man auf sie die Fahrzeuge bestehen. Ueberholt erscheint diese ganze gleichen Rechtsformen anwenden, die für andere See-Frage auch schon durch den Umstand, daß unsere Feinde Frage zum Zwecke der Durchführung der Blockade in bisher nicht beobachtetem großen Umfang der sog. Minenfelder sich bedienen. Wenn dies erlaubt ist — und die Neutralen haben dagegen ja nicht Stellung genommen —, dann frage ich, warum nicht gewisse Teile des Meeres auch durch U-Boote blockiert werden dürfen? Sämtliche Handels- und Passagierdampfer, die U-Booten unserer Feinde zum Opfer fielen, sind ohne vorherige Warnung torpediert. Gegen unseren Standpunkt haben die Vereinigten Staaten Einspruch erhoben. Heute wird uns die Enthaltung von dieser Waffe durch das Auftreten unserer Feinde unmöglich gemacht, die unsere Vernichtung in der brutalsten Weise proklamiert haben. Enthoben werden wir jeder weiteren Enthaltung durch das Vorgehen Englands, das wenige Tage vor Beginn unserer jüngsten maritimen Aktion Seegebiete von riesengroßem Umfange durch Minenfelder blockierte. Und schließlich nehmen wir jetzt Zuflucht zu dieser Waffe in dem Bewußtsein, daß

Vorbedingungen des Erfolges vorhanden

sind. Wir haben zu dieser Waffe gegriffen, um unserem Frieden näher zu bringen, einem Frieden, wie ihn der Präsident der Vereinigten Staaten verkündete. Wir stehen auch heute noch auf dem Standpunkt des vom Herrn Präsidenten Wilson vorgeschlagenen Friedens, der niemand in seinen Daseinsbedingungen angreifen, niemand demütigen will und geeignet ist, einem neuen Weltfrieden zur Grundlage zu dienen. Solange aber unsere Feinde uns nach dem Leben trachten, sind wir genötigt und entschlossen, zur Zurückweisung dieses unmenschlichen und verbrecherischen Anschlages unter allen Umständen uns aller berechtigten Mittel zu bedienen."

Allgemeine Kriegsnachrichten.

Die neueste Explosion in Archangelsk.

Nach vollständigeren Meldungen scheint der Umfang des Unglücks kaum hinter der vor einigen Monaten eingetretenen Explosion zurückzustehen. Eine gewaltige Explosion löste die andere ab. Ebenso schnell verpflanzte sich der Brand von Schuppen zu Schuppen. Durch die Explosionen wurden die ganz neuen Hafenanlagen zerstört, die erst während des Krieges angelegt worden sind. Die Anzahl der ums Leben gekommenen Menschen ist ungeheuer, da das Unglück an einem Arbeitstage eintrat. Sechs große englische Dampfer sind zerstört und gesunken. Im weiten Umkreise sind die Gebäude beschädigt.

* * *

Kleine Kriegsnachrichten.

" Der französische Höchstkommandierende Nivelle ist an der italienischen Front eingetroffen.

" Papst Benedikt XV. hatte sich neulich den Friedenserklärungen Wilsons nicht angeschlossen, und die vatikanische Diplomatie empfindet jetzt eine Genugtuung darüber, dem Heiligen Stuhl seine Unabhängigkeit gewahrt zu haben.

" Unser Handelstauchboot „Deutschland" kommt durch den Abbruch der Beziehungen zu Amerika nicht in Gefahr. Es hat die 3. Fahrt nach Amerika in Vorausssicht der kommenden Dinge nicht angetreten und liegt in seinem deutschen Hafen. In New London, dem Hafen der Vereinigten Staaten, den es anlaufen sollte, brach ein Brand in den Vorräten aus, die für die nächste Deutschland-Ladung aufgestapelt waren.

Aus Stadt, Kreis und Provinz.

*_*_* **Steinheim**, 8. Februar.

Es ist eiserne Zeit!
Bringt Euren Goldschmuck der Goldankaufsstelle!

Die hiesige Goldankaufsstelle befindet sich in der Rektoratschule und ist jeden Dienstag und Freitag von 1 bis 2 Uhr nachmittags geöffnet.

*— **Eisernes Kreuz.** Dem Grenadier A. Rüsenberg im Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3, wurde für hervorragende Tapferkeit vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen. — Ebenso wurde der Gefreite August Nölkter im Landst.-Infant.-Regiment Nr. 7, mit obigem Ehrenzeichen geschmückt. Den tapferen Kriegern und ihren Angehörigen besten Glückwunsch!

*— **Die strengste Kälte** seit Jahren brachten uns die ersten Tage dieser Woche. Unter dem Einfluß des Tagesgestirns verminderte sich gegen Mittag die Kälte um einige Grade. Wie lange die Kältewelle anhalten wird, ist schwer zu sagen; die frierende Menschheit jammert aber doch nach baldiger Linderung der eisigen Temperatur. Der Gedanke an unsere lieben Feldgrauen, welche jetzt eine doppelt harte Zeit durchzumachen haben, beschäftigt uns in dieser Periode umsomehr. Gestern war der Wind nach Süden umgeschlagen und hätten wir eventuell Hoffnung auf Erwärmung der Temperatur.

*— Das Kriegsernährungsamt teilt amtlich mit: Am 1. März findet eine Aufnahme der Kartoffelvorräte statt. Die Vorratserhebung ist eine allgemeine und erstreckt sowohl auf die Kartoffelerzeuger wie auch -Verbraucher in den Städten.

*— Die augenblickliche Not an **Brennstoffen** ist hauptsächlich hervorgerufen durch das fast gänzliche Fehlen der Kohlen und durch nicht genügend vorhandene Holzhauer in den verschiedenen Forsten. Die Fürstliche Rentkammer zu Detmold hat daher die Revierverwalter ermächtigt, Kriegsgefangene und alle sich meldenden Arbeiter zur Holzhauerei einzustellen und ohne Rücksicht auf die planmäßigen Einschläge, so viel wie möglich Holz fällen zu lassen und zum Verkauf zu stellen.

* * *

tf. **Altes Sonntagsgebet siegreicher Truppen.** Der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, gestorben im Jahre 337, ließ jeweils am Sonntag auf freiem Felde feierlich und gemeinsam von den Heeresabteilungen, die nicht am Gottesdienst in der Kirche teilnehmen konnten, das nachstehende Gebet verrichten:

„Dich kennen und ehren wir als unsern alleinigen Gott. In Dir erkennen und ehren wir unsern höchsten Herrn und Lenker. Zu Dir schreien wir auf, wenn Du bist unser Helfer und Hort. Durch Dich trugen wir die Siege davon; durch Dich stehen wir in Obmacht vor geworfenen Feinden. Dir bekunden wir feierlich Dank für die gewährten Wohltaten. Und Dir vertrauend, erhoffen wir künftiges Glück. In Deinen Schutz begeben wir uns allemal; Dir nahen wir und flehen inständig mit erhobenen Händen: Schirme mit Deiner ewigwachen Obhut unseren Kaiser und mit ihm sein erhabenes Herrscherhaus. Erhalte ihn uns noch lange Jahre am Leben und in sieggekröntem Walten!"

Dieses Gebet in seiner Schlichtheit und Innigkeit, das vor 16 Jahrhunderten den kämpfenden Truppen ein Quell der Stärkung, Erbauung und Erhebung war, offenbart uns die Ewigkeitswerte christlichen Glaubens und verdiente auch heute Eingang bei den Truppen an unseren Kampffronten und in den Gemeinden der Heimat.

** **Schweinezucht im — Bett.** Daß in jetziger Zeit von einer nie dagewesenen Anzahl Personen Schweinemast und Schweineaufzucht betrieben wird, ist mit Freuden zu begrüßen. Küchen- und sonstige Abfälle werden fast überall gesammelt und zur Fütterung verwandt, während sie zu anderen Zeiten nur von größeren Betrieben aufgehoben und dort von Schweinehaltern abgeholt wurden. In kleineren Haushaltungen wanderten die Abfälle meistens in den Mülleimer. Die Unterbringung der Schweine hat besonders bei den Leuten, die nicht Besitzer von Grundstücken sind, größte Schwierigkeiten verursacht. Daß aber ein Schwein selbst in der Wohnstube seine Unterkunft findet, dürfte wohl zu den Seltenheiten gehören. Tatsache ist jedoch, daß in Flensburg eine in der Norderstraße wohnende Frau ein Ferkel in der Stube mit der Flasche großzieht. Als Lagerplatz teilt das Tier mit der Frau das Bett. Das Ferkel fühlt sich wollig unter der warmen Bettdecke und gedeiht vorzüglich. Eine so zärtliche Behandlung des jetzt so hochgeschätzten Schweines geht aber doch entschieden zu weit.

*

Kleine Neuigkeiten.

* Von der großen ostaustralischen Insel Neuseeland wird berichtet, daß sieben der zehn Mitglieder der Roß-Seeabteilung der Shackleton-Südpol-Expedition, die seit dem 6. Mai 1915 von ihrem Schiff durch Eis getrennt waren, gerettet worden sind.

* In Sachsens Hauptstadt fand die Gründung eines Elbe—Oder—Donau-Kanalvereins statt. Es waren vertreten die sächsische Regierung, die Senate von Hamburg und Lübeck, sämtliche mittel- und norddeutsche Handelskammern.

tf. **Die gefährdete — Tabakspfeife.** Ein französischer Schriftsteller begeistert sich für die gefährdete Tabakspfeife; und da das, was er im Scherz sagt, vielfach auch bei uns seine Nutzanwendung finden wird, seien seine Worte wenigstens im Auszug wiedergegeben. „Wenn — sagt er — unsere Krieger einmal heimkehren, Tornister und Waffen abgelegt haben und sich wieder den Freuden des Heims hingeben wollen, essen und trinken wie früher, dann . . . ja, dann wird's ein Aber geben. Viele Hausfrauen werden des Tabakgeruches dermaßen entwöhnt sein, daß sie es nicht mehr aushalten, wenn die Männer nun eine Holz- oder Meerschaumspitze hervorziehen und — „dampfen". Der Krieg hat den Tabak aus der Häuslichkeit vertrieben, er wirds nicht leicht haben, dahin zurückzukehren." Und darum rät der besorgte Franzose seinen Voilus, sie möchten, damit ihre Frauen nicht völlig der geliebten Pfeife vergäßen, wenigstens in ihre Feldpostbriefe ein paar große Mund voll Rauch hineinblasen.

tf. **Wie man in Italien das Ritterkreuz bekommt.** Die Geschichte wird von einer italienischen Zeitung erzählt; sie kann trotzdem wahr sein. Also, da war ein tüchtiger und strebsamer junger Beamter, gegen den an sich nichts vorlag, der aber auch andererseits für sich keinen triftigen Grund zur Erlangung des ersehnten Ritterkreuzes vorbringen konnte. Besagter Herr nun hatte nach vielen vergeblichen Bemühungen das Glück, dem Minister selber seine Bitte um Verleihung des Kreuzes vortragen zu können. Der Minister vertröstete ihn auf ein späteres Jahr. Nach Umlauf dieser Zeit wandte sich der Knopflochkranke an den Ministerialdirektor, um diesen Freund des Ministers für sich zu gewinnen. Man riet ihm, fleißig zu arbeiten und sich in Geduld zu fassen. Nach einem weiteren Jahre des Wartens begab sich der Bittsteller zu einem Sektionschef des Ministerialdirektors, der ihn mit den heiligsten Versprechungen entließ. Noch ein Jahr später stieg der Herr die Beamtenstufenleiter abermals ein Stück herunter, indem er einem Sekretär der Abteilung seine Aufwartung machte, der ihm abermals die Erfüllung seiner Wünsche zusicherte. Aber . . . er hatte schon den Glauben halb verloren und erzählte sein Mißgeschick dem — Anmeldebeamten. Der nun setzte sein pfiffigstes Lächeln auf, meinte, das sei sehr einfach; man müsse lediglich die Akten auf den Schreibtisch des Ministers praktizieren, tat dies gegen . . . na ja . . . Und heute hat der Mann sein Ritterkreuz!

Bekanntmachung!

über Preisbeschränkungen bei Ausbesserungen von Schuhwaren.

Vom 25. Januar 1917.

Der Bundesrat hat auf Grund des § 3 des Gesetzes über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen usw. vom 4. August 1914 (Reichs-Gesetzbl. S. 327) folgende Verordnung erlassen:

§ 1.

Ausbesserung von Schuhwaren (§ 1 Abs. 2 der Bekanntmachung über Preisbeschränkungen bei Verkäufen von Schuhwaren vom 28. September 1916 — Reichs-Gesetzbl. S. 1077 —) dürfen zu keinem höheren Preise berechnet werden, als dem, der sich aus der Zusammenrechnung der Gestehungskosten, eines angemessenen Anteils der allgemeinen Unkosten und eines angemessenen Gewinns ergibt. Für die Preisberechnung sind die von der Gutachterkommission für Schuhwarenpreise (§ 7) aufgestellten Richtsätze für die Preisberechnung bei Ausbesserungen von Schuhwaren maßgebend.

§ 2.

Den ausgebesserten Schuhwaren muß bei Rückgabe an den Verbraucher ein Begleitschein beigefügt werden, welcher in einer leicht erkennbaren Weise folgende Angaben enthält:

1. **den Namen oder die Firma und den Ort der gewerblichen Niederlassung desjenigen, der die Ausbesserung dem Verbraucher gegenüber übernommen hat,**
2. **die Art der Ausbesserung und den dafür berechneten Preis in deutscher Währung,**
3. **den Monat und das Jahr, in denen die Ausbesserung ausgeführt worden ist.**

§ 3.

Wer gewerbsmäßig Bestellungen auf Ausbesserungen von Schuhwaren entgegennimmt, hat in seinen Geschäftsräumen nach näherer Bestimmung der Gutachterkommission für Schuhwarenpreise eine Preisberechnung zum Aushang zu bringen, aus der sich der Endpreis und die Art der Berechnung für Besohlen und Flecken ergibt.

§ 4.

Der Besteller von Schuhwarenausbesserungen kann, wenn er glaubt, daß der ihm berechnete Preis die Grenzen des § 1 überschreitet, binnen zwei Wochen nach Empfang der ausgebesserten Schuhwaren Festsetzung des Preises durch ein Schiedsgericht (§ 6 der Bekanntmachung über Preisbeschränkungen bei Verkäufen von Schuhwaren vom 28. September 1916 — Reichs-Gesetzbl. S. 1077 —) beantragen.

Das Schiedsgericht prüft auch auf Anrufen der zuständigen Behörde die auf dem Aushang (§ 3) verzeichneten Preise nach und bestimmt die nach § 1 in Verbindung mit den von der Gutachterkommission für Schuhwarenpreise aufgestellten Richtsätzen angemessenen Preise.

§ 5.

Das Schiedsgericht entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Seine Entscheidung ist endgültig; sie erfolgt gebühren- und stempelfrei.

§ 6.

Ergibt die Prüfung durch das Schiedsgericht den Verdacht einer strafbaren Handlung, so hat der Vorsitzende des Schiedsgerichts außerdem der zuständigen Staatsanwaltschaft Mitteilung zu machen.

§ 7.

Der vom Reichskanzler ernannten Gutachterkommission für Schuhwarenpreise (§ 9 der Bekanntmachung über Preisbeschränkungen bei Verkäufen von Schuhwaren vom 28. September 1916 — Reichs-Gesetzbl. S. 1077 —) liegt es ob, allgemeine Richtsätze für die Preisberechnung bei Ausbesserungen von Schuhwaren aufzustellen. Sie hat auch auf Ersuchen des Schiedsgerichts oder der zuständigen Behörde sich über die Angemessenheit der Preise im Einzelfalle gutachtlich zu äußern.

§ 8.

Der Reichskanzler kann Ausnahmen von den Vorschriften dieser Verordnung erlassen. Er erläßt die Ausführungsbestimmungen.

§ 9.

Mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis zu zehntausend Mark wird bestraft:

1. **wer ausgebesserten Schuhwaren den nach § 2 vorgeschriebenen Begleitschein nicht beifügt,**
2. **wer in dem nach § 2 vorgeschriebenen Begleitschein unrichtige Angaben macht, oder wer ausgebesserten Schuhwaren einen Begleitschein beifügt, wissend, daß dieser unrichtige Angaben enthält, oder daß die Preisangabe erhöht oder unkenntlich gemacht worden ist,**
3. **wer für Ausbesserungen von Schuhwaren einen höheren als den in dem Begleitschein angeführten Preis fordert oder annimmt,**
4. **wer, nachdem für eine bestimmte Art von Ausbesserungen von dem Schiedsgericht ein angemessener Preis festgesetzt ist, Ausbesserungen gleicher Art mit einem höheren Preise auszeichnet und mit dieser Auszeichnung zur Ablieferung bringt,**
5. **wer der Vorschrift des § 3 zuwiderhandelt.**

§ 10.

Die Verordnung tritt mit dem 15. Februar 1917 in Kraft. Den Zeitpunkt des Außerkrafttretens bestimmt der Reichskanzler.

Steinheim, den 5. Februar 1917.

Der Bürgermeister.
Schürholz.

Presshüte

für den Sommer

erbitte mir schon jetzt.

S. Emmerich Wwe.

Putzgeschäft.

Bekanntmachung!

Meine Bekanntmachung vom 26. August 1916, betreffend die Abgabe von Seife gegen Seifenkarten wird durch folgende Punkte ergänzt:

1. Jeder, der im Kleinhandel Seife abgibt, hat ein Lagerbuch über seine am 1. jeden Monats vorhandenen Bestände an Seife, Seifenpulver und fetthaltigen Waschmitteln zu führen.
2. Jede im Laufe des Monats stattfindende Anschaffung von Seife usw. ist von dem Seifenhändler in ein Verzeichnis einzutragen. Die bei der Anschaffung ausgestellten und erhaltenen Fakturen und sonstigen Unterlagen sind in übersichtlicher Weise zu sammeln und zur Einsichtnahme des Ueberwachungsbeamten jederzeit zur Verfügung zu halten.
3. Die bei der Abgabe von Seife etc. erhaltenen Abschnitte der Seifenkarte sind sorgfältig aufzubewahren und zu näher festzusetzenden Zeiten an die Ueberwachungsstelle abzuliefern.

Für die Abgabe von Seife, Seifenpulver und anderen fetthaltigen Waschmitteln gegen Vorlegung von Ausweisen (Bezugsscheinen der Ortsbehörden) ist ein Nachweisbuch anzulegen, das über jede Abgabe nach Zeit und Menge, sowie über den Aussteller und die laufende Nummer des Ausweises Aufschluß zu geben hat. Findet eine Nummerierung der Ausweise durch die Ausgabestelle nicht statt, so ist in dem Nachweisbuch auch der Name des Ausweis-Inhabers anzugeben.

4. Wer den gesetzlichen Vorschriften über die Abgabe von Seife usw. (Verordnung über den Verkehr mit Seife vom 18. April 1916 und Ausführungsbestimmungen dazu vom 21. Juli 1916) zuwiderhandelt, wird mit Gefängnis bis zu 3 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft.

Höxter, den 31. Januar 1917.

Der Vorsitzende des Kreisausschusses.
Frhr. von Meitternich, Regierungsrat.

Wird hiermit veröffentlicht.

Steinheim, den 3. Februar 1917.

Der Bürgermeister:
Schürholz.

Bekanntmachung!

Auf Grund der Bekanntmachung über Vorratserhebungen vom 2. Februar und 27. Dezember 1915 ordne ich hiermit eine allgemeine Bestandserhebung über Kohlrüben an.

Zur Anzeige sind verpflichtet:

1. Kommunen, öffentlich-rechtliche Körperschaften und Verbände;
2. landwirtschaftliche und gewerbliche Unternehmen, in deren Betrieben Kohlrüben geerntet oder verarbeitet werden;
3. alle, die Kohlrüben aus Anlaß ihres Handelsbetriebes oder sonst des Erwerbes wegen in Gewahrsam haben, kaufen oder verkaufen.

Anzuzeigen sind diejenigen Vorräte, die sich am 10. Februar 1917 im Besitze der zu 1—3 genannten Stellen befinden.

Die Anzeigen haben schriftlich im Laufe des 10. Februar beim Gemeindevorstand zu erfolgen.

Wer vorsätzlich die Angaben, zu denen er verpflichtet ist, nicht oder wissentlich unrichtig oder unvollständig macht, wird mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark bestraft.

Wer die Angaben, zu denen er verpflichtet ist, fahrlässig nicht oder unvollständig macht, wird mit Geldstrafe bis 3000 Mark oder mit Gefängnis bis zu 6 Monaten bestraft.

Höxter, den 2. Februar 1917.

Der Kreisausschuss.

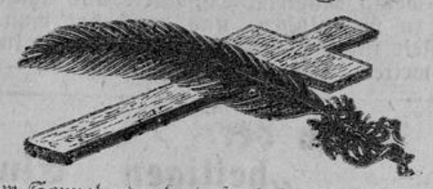
Bekanntmachung!

Die Ausgabe der Seifen- und Zuckerkarten findet Donnerstag, den 8. ds. Mts. statt und zwar für die Hausnummern 1—250 vormittags von 9—12 Uhr und für die Hausnummern 250 bis zum Schluß nachmittags von 3 bis 6 Uhr.

Steinheim, den 5. Februar 1917.

Der Bürgermeister:
Schürholz.

Todes-Anzeige!



Am Sonnabend abend starb im St. Rochus-Hospital hierselbst Herr

Daniel Schlüter

nach kurzer Krankheit, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im hohen Alter von 80 Jahren.

Mit der Bitte um stille Teilnahme:

Die trauernden Hinterbliebenen.

Die Beerdigung findet Donnerstag nachmittag 4 Uhr vom hiesigen Krankenhause aus, statt.

M. WEISSENSTEIN

Bankgeschäft, Höxter

Agentur: A. Schacke, Steinheim i. W.
Pyrmonterstrasse Nr. 86.

An- und Verkauf von Wertpapieren
Kontokorrent und Scheckverkehr
Diskontierung bankfähiger Wechsel

Annahme von Spareinlagen gegen Verzinsung von:

4 Prozent bei täglicher Rückzahlung.
4½ Prozent bei vierteljährlicher Kündigung.
5 Prozent bei halbjährlicher Kündigung.

Trauerbriefe und Totenzettel - Danksagungskarten -

werden prompt und billigst angefertigt.

Carl Simonowski, Steinheim.

Buchdruckerei — Buch- u. Papier-Handlung.

Der Sturm aufs Himmelreich.

An den Toren der Fastenzeit.

!! Wenige Wochen sind erst vorüber, da folgte auf den düsteren, ernsten Kriegsadvent das selige, gnadenreiche Weihnachtsfest. Die Farbe der Freude strahlte in unseren Kirchen, als wollte sie uns mahnen, auch trotz des Krieges für einige Zeit dem Bringer des Friedens, vorläufig des Herzensfriedens, zuzujubeln. Dann sahen wir die grüne Farbe der Hoffnung. Paßte sie nicht so recht auch zu der Stimmung, in der wir lebten? Hoffnungsfroh schauen wir der schweren Zukunft entgegen in dem sicheren Bewußtsein, daß wir, stahlgehärtet, den Sieg erringen werden, trotz allem und allem.

Heute tritt nun wieder das Violett der Demut und Buße von unsere Blicke. Noch einmal gilt es — so ruft es uns zu — entschieden Ernst zu machen mit der Besserung des Lebens und Herz und Hand emporzurichten zum Lenker der Schlachten. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen," reißen es an sich." Unser Bundesgenosse, mächtig wie keiner sonst, soll der Heiland sein. Sein gütiges Vaterherz gilt es zu bestürmen mit aller Kraft.

Fragt einmal unsere Soldaten: Was gehört zu einem Sturm? Wie ist man in der rechten Verfassung um einen Sturm erfolgreich durchzuführen? Da werden sie auch sagen: Das Erste ist, daß man abschließt mit seinem vergangenen Leben! Wer das nicht kann, wer nicht loskommt von dem Gedanken: Ich möchte gerne den heutigen Tag überleben, möchte gern wieder heimkommen, der ist zu einem Sturm eigentlich nicht zu gebrauchen. Bei einem Sturm auf Jesu Herz müssen wir abschließen mit unserer Vergangenheit, ach, so oft unserer sündhaften Vergangenheit. Alle Brücken, die zu ihr zurückführen, müssen abgebrochen werden. Durch eine gute Beichte und einen ernstlichen Vorsatz der Lebensbesserung muß ein kräftiger Strich gezogen werden zwischen dem, was einmal war und dem, was jetzt werden soll. So sind wir frei, wahrhaft innerlich frei und können unseren Blick auf das werfen, was vor uns liegt.

Das ist das Zweite, was uns die stürmenden Soldaten lehren: das Ziel muß man ganz fest ins Auge fassen und mit seinem ganzen Willen darauf losstürmen; Man darf nicht schauen auf die Kameraden, die fallen; nicht schauen auf die Mordwaffen, die einem entgegengerichtet sind, sondern man darf nur das Eine denken: der Graben, der Hügel muß genommen werden! Alles andere ist einerlei: Ein Maler unserer Tage hat ein Bild gezeichnet, auf dem stürmende Soldaten dargestellt sind. Man sieht ihnen gerade ins Gesicht wie sie daher kommen Wie sich die Augen mit aller Kraft auf das Ziel richten Das Ziel selbst sieht man nicht, aber in den Augen lebt es! Habt ihr in den Weihnachtstagen gesehen, wie sich der Christbaum spiegelt in den Augen der Kinder? Etwas Schöneres gibt es kaum. Kinderaugen, frische, fröhlich leuchtende Kinderaugen sind an sich schon unbeschreiblich schön. Und wenn nun darin der Christbaum leuchtet, dann ist das etwas noch viel Herrlicheres. So sollte auch in unserer Seele jetzt das große Ziel leuchten. Jesu Herz soll sich uns zuwenden: seine Liebe sei unser Ziel. Aber „nur die Gewalt brauchen, reißen sie an sich".

Das gelingt uns aber nur dann, wenn wir noch ein Drittes tun. Sehen wir wieder auf unsere Soldaten! Bei einem Sturm müssen sie ihre ganze Kraft einsetzen, das ganze Denken, das ganze Wollen. Ihr ganzes Herz müssen sie dabei haben und nichts anderes wünschen als den Sieg. Oft kommt es darauf an, daß die letzte Kraft herausgeholt wird, damit der entscheidende Sieg erfochten wird. Es ist eine allgemein gemachte Kriegserfahrung, daß die Menschen viel mehr Kraft in sich haben, als sie selber eigentlich dachten. Mancher staunt über das, was jetzt geleistet wird.

Auch in unserer Seelestecken noch Kräfte, die entfaltet werden müssen. Was für Kräfte das sind, erfährt man erst, wenn man sie einmal ganz mit Begeisterung eingesetzt hat für etwas, das einem lieb und wert ist.

Was sollte uns aber jetzt mehr lieb und wert sein, als den Sieg an unsere Fahnen zu heften und bald unserem geliebten Vaterland die goldenen Tage des Friedens zu erwirken! Da gilt es noch einmal einen Massenansturm, einen Generalansturm auf das Himmelreich. Wenn Gott mit uns ist, wer kann dann wider uns sein? „Das Himmelreich aber leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich." So wollen wir denn noch einmal mit allen unseren Kräften emporrufen: „Vater unser, der du bist im Himmel!" Und wenn draußen unsere Tapferen inniger denn je ihre Hände falten und in felsenfesten Vertrauen den Lenker der Schlachten sie führen lassen, dann wollen auch wir, hinter ihnen stehend, in heißem Flehen rufen: „Vater, du führe sie!" Noch einmal wollen wir büßen und sühnen und opfern mit allen Fasern unseres Herzens. Schwere Wochen stehen uns noch bevor, eine Fasten- und Leidenszeit, wie wir sie vielleicht noch nicht durchgemacht. Sollen wir da bangen und zagen? Wir brauchen ja Gewalt; da muß das Himmelreich unser sein und Sieg und Friede! Fr. Beulke

U-Boot-Beute.

Der Rotterdamsche Lloyd erhielt eine drahtlose Meldung von dem Kapitän des holländischen Dampfers „Samarinda", daß er auf See **179 Mann von verschiedenen versenkten Schiffen** aufgenommen habe, die er in Vigo landen will.

„Times" meldet den englischen Dampfer „**Matheran**" (7654 Br.-Reg.-To.) als **verloren.**